

Erich-Loest-Preis 2017

Laudatio

Andreas Platthaus

verantwortlicher Redakteur für Literatur und literarisches Leben bei der
Frankfurter Allgemeinen Zeitung

Es gilt das gesprochene Wort.

Liebe Frau Rotta, liebe Frau Vesper, meine sehr verehrten Damen und Herren,
lieber Guntram Vesper,

der Preis, den wir heute vergeben, soll dafür sorgen, daß Erich Loest bleibt. Generell in den Köpfen überall, aber vor allem speziell hier in Leipzig, weil er das verdient hat und weil er sich das so gewünscht hätte, in der Stadt, die er liebte, bisweilen auch haßliebte, die er 1981 verlassen musste, weil er frei schreiben wollte, und in die er nach 1990 wieder zurückgekommen ist, als er hier wieder frei schreiben konnte, viel schneller, als er und wohl auch jeder andere das für möglich gehalten hätte. Trotzdem: Neun Jahre ohne Leipzig und schon vorher, von 1957 bis 1964, in der Gefängniszeit, weitere sieben Jahre ohne Leipzig, das war für Erich Loest jeweils machtwillkürlicher Liebesentzug, den er aber nicht akzeptierte, sondern jeweils mit einer Sehnsucht beantwortete, die man seinem Schreiben ablesen konnte. Natürlich in seinem bekanntesten Buch, „Völkerschlachtdenkmal“, geschrieben im westdeutschen Exil, aber auch schon vorher, in den Jahren nach der Haftentlassung in der DDR, zum Beispiel in einem Buch wie „Schattenboxer“, dessen Protagonist Gert Kohler den Weg zurück vom Gefängnis in den Alltag, natürlich nach Leipzig, sucht und ihn nicht findet.

„Drin sagen sie jetzt: Heute geht Kohler nach Hause.“ So steht es auf der ersten Seite des Romans. Doch als der entlassene Häftling ankommt in seiner früheren Stadt, da geht er sofort wieder weg, damit das versäumte Leben ihn nicht einholt, doch es holt ihn ein, in Hoyerswerda, und gut wird für ihn alles nur, weil ein neuer Anfang dadurch möglich ist, daß Frau und Kind ihm in die Lausitz folgen. Eine Stadt kann das nicht tun, sie ist unbeweglich, ist gezwungen grausam. In Loests Liebe zu Leipzig konnte nur einer die Treue halten, und um das tun zu können, mußte auch er weg. Sonst wäre die Liebe zerbrochen. 1981, acht Jahre nach „Schattenboxer“, machte er nach, was er Gert Kohler hatte vormachen lassen. Und liebte wie dieser fortan die Stadt aus der Ferne, ohne aber das in Aussicht zu haben, mit dem Kohler auf der vorletzten Seite seine Frau trösten kann: „Wenn wir mal im Urlaub hier sind.“ Urlaub vom Bannfluch des Sozialismus gab es nicht. Aber an diesem Abend können wir angesichts dieses Preises mit Recht sagen: „Heute ist Loest hier wieder zu Hause.“

Das ist weiß Gott nicht unser Verdienst, es ist seiner. Kaum war die Grenze offen, war Loest zurück in Leipzig, bis 1998 zunächst nur mit einem Bein, aber vom Neubeginn an mit Herz und Seele. Beides hat die Stadt gebraucht, und als der Schriftsteller 2013 sein Leben beendete, war er Ehrenbürger. So gesehen war die Etablierung dieses Preises zunächst einmal eine Ehrenpflicht. Und doch mehr: Sie ist eben auch Bestätigung des Bleiberechts für Erich Loest. Und zwar nicht nur in unserer Erinnerung, sondern im Bewusstsein des öffentlichen Lebens der Literatur- und generell Kunststadt Leipzig. Denn ihr Ehrenbürger – das muß gesagt werden – fühlte sich am Ende ein drittes Mal verloren. Der letzte eigene Satz in Loests Tagebuch, das unter dem Titel „Gelindes Grausen“ kurz nach seinem Tod publiziert wurde, lautete: „Meine alten Gegner haben gesiegt, ich werde kapitulieren müssen.“ Auch damit Loest hiermit nicht recht behält, gibt es diesen Preis.

Sein erster Träger ist Guntram Vesper. Er teilt mit Loest die Liebe zu ihrer beider sächsischen Heimat. Bei Vesper, dem fünfzehn Jahre Jüngeren, wurde sie

bemerkenswerterweise zum selben Zeitpunkt auf die Probe gestellt wie bei Erich Loest: 1957. Der gescheiterte Volksaufstand in Ungarn hatte die Hoffnungen der osteuropäischen Menschen zerstört und die Regime gefestigt. Der eine unserer sächsischen Schriftsteller wurde damals als Konterrevolutionär verurteilt, der andere verließ als Sechzehnjähriger mit seinen Eltern illegal das Land und ging über West-Berlin in die Bundesrepublik. Beide galten der DDR von da an als Staatsfeinde.

Bei Vesper ist die Ausreise der entscheidende biographische Bruch, und sein ganzes Werk steht im Zeichen der Erinnerung an die verlorene Heimat und des Versuchs, sie zumindest imaginär zurückzugewinnen. Besonders gilt das für jenes Buch, das den Ausschlag dafür gegeben hat, Guntram Vesper heute den ersten Erich-Loest-Preis zu verleihen: für „Frohburg“, seinen im vergangenen Jahr erschienenen Roman, der, tausend Seiten stark, das Land und das Leben von Guntram Vespers Kindheit und Jugend wiedererweckt. Das titelgebende Gemeinwesen, nicht weit weg von Leipzig und doch in Vespers Kindheit eine kleine Ewigkeit entfernt – „der Zug“, führt der Roman in einer Passage zum Jahr 1953 aus, „brauchte für die fünfunddreißig, sechsenddreißig Kilometer, für die Durchquerung der aufgeschlitzten, schon damals horizontweise aufgespreizten Braunkohlenebene südlich der Messestadt beinahe drei Stunden“ –, diese Heimat von rund 4500 Einwohnern wird zum deutschen Gedächtnisort, einem kleinstädtischen Äquivalent zum Leipzig aus Loests Romanen, das denselben Rang als privates Mythologem für sich beanspruchen darf. Es ist ein seltenes Glück für eine Landschaft, in diesem Fall jene vielfach verwundete, aber eben auch bewunderte Tieflandsbucht, der Leipzig den Namen und Frohburg den südlichen Abschluß gibt, zum literarischen Symbol einer historischen Epoche zu werden.

Die deutsche Teilung hat zwei ihrer größten Romanciers in Erich Loest und Guntram Vesper. Denn deren Bücher sind geprägt vom Leiden an dieser Teilung und dem Glück ihrer Überwindung. Vesper ist zwar im Gegensatz zu Loest

nicht mehr als Person dauerhaft heimgekehrt, also nicht aus Göttingen nach Frohburg zurückgezogen, doch seine Rückkehr als Schriftsteller erfolgte mit dem großen Roman, der seine Heimatstadt seit 2016 weit über die Grenzen Sachsens hinaus bekannt gemacht hat. Und auch hierzulande ein Bewußtsein dafür neu erweckt haben wird, daß es der Regionalgeschichte gegenüber der großen Historiographie nicht an Dramatik und Bedeutung fehlt. Im letzten Jahr der DDR waren ja die sächsischen Kreise die zentralen Unruheherde, Städte wie Leipzig, Plauen und Dresden, und warum sie es waren, das kann in „Frohburg“ oder in Loests Roman „Nikolaikirche“ nachgelesen werden. Weil diese Romane jeweils mehr sind als Ereignisbeschreibungen. Beide Bücher sind auch Mentalitätsanalysen und Kulturgeschichten. Die Verwandtschaft ihrer Verfasser ist also nicht nur landsmannschaftlich, sondern auch literarisch von erstem Grade: Beide sind Brüder im Geiste. Brüder in Haltung. Brüder in Heimatliebe.

„Nähe, zeitlich, räumlich, in Gedanken, ein Leben lang.“ Das schreibt Vesper in „Frohburg“ über seine Stadt, und es trifft zu, denn schon seine erste Prosaveröffentlichung, der Geschichtenband „Kriegerdenkmal ganz hinten“ von 1970, hat als Handlungsort ganz überwiegend den aus der Kindheit so vertrauten Ort. Der damals noch nicht dreißigjährige Verfasser ließ das wiederaufleben, was er vor fast anderthalb Jahrzehnten verloren hatte, und dieses Bemühen, so seltsam es denen unter uns, die wir nicht die Heimat verloren haben, auch bei einem so jungen Schriftsteller erscheinen mag, prägte dann auch sein weiteres Schaffen. 1985 etwa erschien ein Gedichtband, der schon denselben Titel trug, den mehr als dreißig Jahre später auch der große Roman bekommen sollte: „Frohburg“. In dieser Lyrik zeichnete Vesper mit demselben Interesse für die objektive und subjektive Geschichtswahrnehmung das Porträt der Stadt. Eigene Erinnerungen stehen neben archivalischen und solchen seiner Familie, in der das Gespräch über Frohburg nie aufgehört hatte.

Deshalb kann der Roman des 1941 geborenen Vesper ausgreifen bis zum Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts, und die Begeisterung für die Bewahrung

der verlorenen Heimat kommt in Textstellen wie dieser zum Ausdruck, die von einem Besuch des Ich-Erzählers bei den Eltern berichtet: „Kaum hatten wir uns in die grünen Plüschsessel zurückfallen lassen, erzählte ich, was ich seit dem letzten Besuch Neues über Frohburg und die Frohbürger aus alten und neuen Zeiten erfahren oder ausgegraben hatte, das Feld konnte wegen der unendlichen Verästelungen, Verzweigungen und Verflechtungen, der vielen Verdeckungen und Verschüttungen nicht größer sein.“ Erstaunlicherweise fehlt in dieser Reihe der Verbindungen ein Begriff, der am Genauesten bestimmt, was das Dauerthema unter den Vespers ausmachte: die Verwurzelung in Frohburg, „der Vaterstadt, der Mutterstadt“, wie Guntram Vesper einmal schreibt, und er fährt fort: „Sie lieferte im rein guten, so es das gibt, und im weniger guten die Meßlatte, die Richtschnur und, im heutigen Sprachgebrauch, die Grundkonfiguration.“

Und das eben ein Schriftstellerleben lang, das heute bereits fünfundsiebzig Jahre währt. Als der Gedichtband „Frohburg“ erschien, war Guntram Vesper vierundvierzig und hatte ihm den Weg mit einem vorab separat publizierten Essay bereitet, der den programmatischen Titel „Über Frohburg und sich selbst schreiben“ trug. Darin stellte er die Maßstäbe seiner literarischen Arbeit auf, die sich aus einer Kette von Fragen ergaben, die alle im Kollektivwahn des Sozialismus nicht hätten gestellt werden dürfen: „Welche Stellung nimmt der einzelne beim Versuch ein, Gerechtigkeit für alle zu erreichen. Welchen Wert hat er. Wie weit kann und darf man über ihn hinweggehen, über seine Einzigartigkeit, seine Unwiederholbarkeit. Wie hoch ist der Preis, der dafür bezahlt werden muß, daß man im anderen nur die Zahl, den Nutzen oder die fremde Gesinnung sieht. Was kosten unsere Träume, wenn wir sie wahr machen. Diese Fragen, die ich von weither in meine Gegenwart mitgebracht habe, beschäftigen mich bis heute. Und bis heute habe ich keine endgültige Antwort gefunden. Das Suchen seit damals hat nicht weiter als zu einigen Sätzen geführt.“ Diese letzte Einschätzung klingt am heutigen Abend der

Preisverleihung angesichts von tausend Seiten „Frohburg“-Roman kokett. Und sie war es angesichts des zuvor formulierten Anspruchs auch schon damals, denn wer immerhin „einige Sätze“ zu solch grundlegenden Fragen zu formulieren versteht, der hat schon mehr geleistet als das Gros der Literatur.

Die Gedichte im Lyrikband „Frohburg“ von 1985 leisteten das. Und sie folgten bereits demselben Programm wie der spätere Roman, denn auch sie nahmen sowohl Selbstgesehenes als auch das auf, was ihrem Verfasser nur überliefert worden war. So etwa im Poem „In einer kleinen Stadt“, bei dem gleich die erste Zeile auf jenen Platz in Frohburg verweist, an dem das frühere Wohnhaus von Guntram Vesper steht. Das, was dieses Gedicht erzählt, umrahmt mit 1938 und 1943 den Zeitpunkt seiner Geburt im Jahr 1941: „Sie wohnten in den Häusern am Markt / unten das Geschäft und oben / die Wohnung / dahinter die Gärten zum Fluß. // So hatte das Leben begonnen und so / ging es weiter. // Achtunddreißig führten sie / das Mädchen vom Postamt / mit einem Schild um den Hals durch die Straßen // und fünf Jahre später half man, den / polnischen Knecht / nach oben zu ziehen // zwei Tage hing er / in Höhe der Wohnzimmerfenster.“

„Nähe, ein Leben lang“ – Sie erinnern sich an diese Beschwörung Frohburgs. Für Guntram Vesper bedeutet sie also auch lebenslanges genaues und gegenüber jeder Nostalgie und Ostalgie immunes Hinsehen und -hören, wieder genau wie für Erich Loest. Die Zutageförderung dessen, was nach dem Wunsch vieler lieber im Untergrund hätte bleiben sollen, sehen beide Schriftsteller als die vornehmste Aufgabe. Ihre jeweilige Wehmut über die erzwungene Ferne hat das aber für Loest und Vesper nicht gemindert, und im Falle Frohburgs ist der Stadt dieses Fernweh sogar kulturgeschichtlich eingeschrieben oder besser: aufgezeichnet, denn im sogenannten Steinsaal des Frohburger Schlosses hat zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts der Maler Carl Ludwig Kaaz auf Bitten des damaligen Schloßbesitzers Ernst Blümner ein Sehnsuchtsbild von gewaltigen Ausmaßen als Fresko ausgeführt: eine Ansicht aus den Albaner

Bergen in Italien, wo sich Blümner und Kaaz kurz zuvor für einige Jahre aufgehalten und auch kennengelernt hatten. Das Riesenpanorama einer geliebten Landschaft, die für die in sie Verliebten in unerreichbare Ferne gerückt war, ist wie eine ästhetische Blaupause für das literarische Riesenpanorama, das Guntram Vesper im Roman „Frohburg“ entfaltet hat. Das letzte Gedicht des „Frohburg“-Zyklus von 1985 trägt den Titel „Mein Lehrer im Zeichnen“ und erzählt etwas anderes, als man es nach diesem Titel erwarten könnte:

„Irgendwann holt man / die alten Blätter hervor / und sucht / nach dem ersten Strich / der alle späteren / festgelegt hat // jedes Heft / ein anderer Ansatz / das Leben zu sehen, immer // genauer und / ärmer.“ Der Lehrer im Zeichnen, im Aufzeichnen des Lebens, das ist das Leben selbst. Denn der erste Strich, der alle anderen festgelegt hat, das ist die Einzeichnung der Frohbürger Kindheit ins Gedächtnis.

Dem Gedichtband „Frohburg“ waren auch eigene Zeichnungen des Autors beigegeben, Ansichten von Details dieses Kindheitsgeschehens, die man dann auch im Roman wiederfinden kann, wie das Springmesser, das Haus der Großeltern oder den Marktplatz, dessen aquarellierte Zeichnung im Buch mit „Alle Häuser dunkel“ betitelt ist. Just dieses alte Aquarell ist dann mehr als dreißig Jahre später zum Titelbild des Romans „Frohburg“ geworden, und das muß man wissen, denn mit Verklärung einer Jugend oder der Stadt, in der sie sich abspielte, hat das große Buch nichts zu tun. Es zeigt auch all die dunklen Seiten, unnachsichtig, aber dabei hellsichtig, so daß Licht auch aufs Zwielfichtige fällt, was nach der DDR aus der DDR kam: der derzeitige sächsische Ministerpräsident etwa, der im Roman „Frohburg“ nicht eben sympathisch Erwähnung findet. Vesper versteht sein Schreiben als Korrektiv einer verordneten Weltsicht, die er im Gedicht „Die Spur“ so charakterisiert hat: „Aus ihrer Niedertracht waren schnell / spannende oder spaßige / Geschichten geworden / staunen sollte man, fragen / durfte man nicht.“

Sehen Sie mir nach, daß ich – obwohl ja sein Roman Anlaß für diese Preisverleihung ist – so großzügig Gedichte von Guntram Vesper zitiere; ich habe von Linde Rotta erfahren, daß Erich Loest kein großer Lyrikliebhaber war. Aber wenn man „Frohburg“, den Roman, verstehen will, dann sollte man „Frohburg“, die Gedichte, gelesen haben. Natürlich vor allem jenes, das wie beide Bücher den Namen der Stadt trägt: „Auf dem Weg in die Schule / durch Thälmannstraße / Schlossergasse, Hintergraben / dem fernen Dröhnen aller / Aufmärsche und Umzüge nach / sah ich die Stadt wie / mich selber / halb ja und halb / nein. // Beim Einschlafen viele Jahre / das Zucken der Beine / und wenn ich aufwachte, ein / Stechen im Ohr.“ Die zentrale Formulierung in dieser Liebeserklärung, die uns erzählt, wie das lyrische Ich vor dem Einschlafen noch einmal in Bewegung versetzt wird, auf daß es im Traum dann jene unwillkürlichen Erinnerungen reaktiviert, die sich am Morgen festgesetzt haben, so daß sie nicht vergessen werden können, ist das „halb ja und halb nein“ – gültig sowohl für die Stadt als auch für ihren Sohn, die jeweils gespalten sind zwischen Liebe und Haß, zwischen Anziehung und Abstoßung, zwischen Zustimmung und Ablehnung. Hier herrscht dieselbe Ambivalenz des Chronisten der Heimat, die für Erich Loests Leipzig-Bücher so charakteristisch ist, ohne daß je Zweifel an der Treue zur Stadt bei Autor und Lesern entstehen könnte.

Einmal im Roman „Frohburg“ kommen alle vier zusammen: Guntram Vesper und Erich Loest, das Städtchen Frohburg und die Stadt Leipzig. Denn da reist Erich Loest höchstselbst nach der Publikation seines 1952 erschienenen Erzählungsbandes „Die Westmark fällt weiter“ auf Einladung des Kulturbundes für eine Lesung von Leipzig nach Frohburg und spaziert danach nachts mit zwei seiner Gastgeber durch die Straßen des Ortes und über den Marktplatz, an dem der damals zwölfjährige Guntram Vesper wohnt und den Dichter beobachtet. Als ob das im späteren Schriftsteller Vesper das Erzählen geweckt hätte, entsteht aus dieser Begegnung, die es außerhalb des Romans nicht gegeben hat, obwohl Vesper im Jahr 2009 von Loest erzählt bekam, dass dieser 1953 in Frohburg

gelesen hatte, das erste der vielen Porträts dieses Städtchens im Buch. Und so hat Guntram Vesper Erich Loest implizit zu seinem literarischen Lehrer erklärt. Wie sich das anhört im Roman „Frohburg“, das werden wir in wenigen Minuten zu hören bekommen.

Denn wir nutzen diese Preisverleihung auch, um eine literarische Ungerechtigkeit an Leipzig und den Leipzigern wiedergutmachen. Als Guntram Vesper vor einem Jahr draußen auf dem Messengelände den Preis der Leipziger Buchmesse für „Frohburg“ zugesprochen bekam, da war von ihm auf der Bühne nicht mehr zu hören als: „Herzlichen Dank. Mehr kann ich nicht sagen.“ So billig kommen Sie uns heute nicht davon, lieber Herr Vesper, dafür ist Ihr Buch uns zu kostbar. Wir freuen uns auf Ihre Lesung aus dem Roman.

Und eines noch, denn wenn der erste Erich-Loest-Preis verliehen wird, muß zuletzt ein Erich-Loest-Wort stehen. Ein letztes Wort in mehrerer Hinsicht. In einem der letzten Texte, den Erich Loest zu seinen Lebzeiten veröffentlichte, einer Glosse für die „Leipziger Volkszeitung“ vom Januar 2013 über das damals gerade begonnene Büchner-Jubiläumsjahr, findet sich der ironisch auf das markante Selbstbewußtsein der Sachsen gemünzte Satz: „Seit 1912 wird in Darmstadt jährlich der Büchnerpreis verliehen. Selten erreicht er unsere Gefilde, der zuletzt Geehrte war wohl der Dresdner Durs Grünbein. Man darf diese Auszeichnung somit als weniger wichtig einstufen.“ Gleich der erste Erich-Loest-Preis erreicht dagegen mit Guntram Vesper unsere hiesigen Gefilde. Man darf ihn also wohl als sehr wichtig einstufen. Ja, ganz unironisch gesprochen: Das ist er. Herzlichen Glückwunsch an unseren ersten Preisträger.